Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Hossain [Fortsetzung]
Autor: Schaffner, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572565

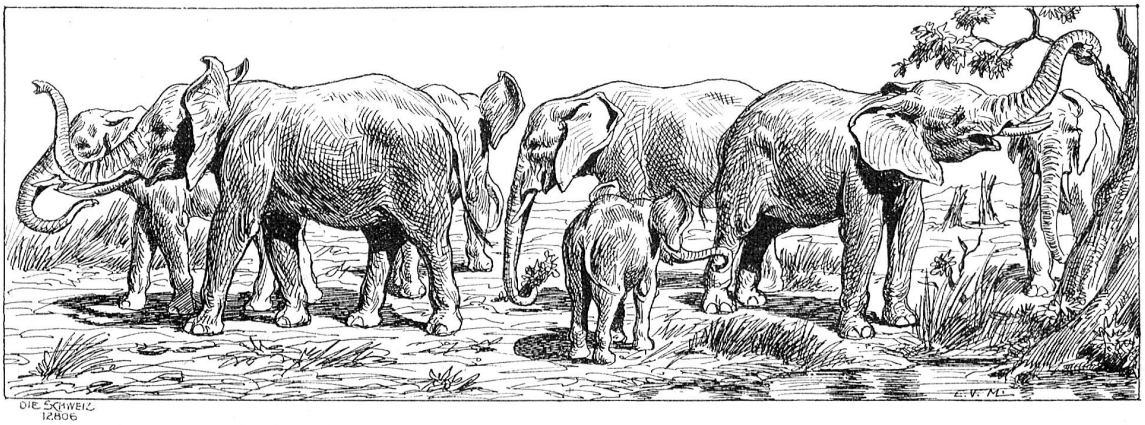
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Hossain

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Jakob Schaffner**, Basel.

Viertes Kapitel.

Soweit waren Hossains Erinnerungen in seinem Traum gediehen, als der Kerkermeister mit einem Licht in die Zelle trat, um dem Gefangenen etwas zu essen zu bringen. Als er diesen am Boden schlafend vorfand, stieß er ihn mit dem Fuß an, um ihn zu wecken. Hossain aber streichelte dem Mann seine Beine und brummte:

„Ja, ja, du gutes Tierchen, 's ist schon recht; geh nur wieder!"

Er wähnte in seiner Schlaftrunkenheit, es sei eines von den Tieren des Schäfers, das herangekommen sei, um mit ihm anzubandeln. Als der Mann ihn aber nachdrücklicher anstieß, rief er:

„Ei du hämischer Bock, willst du anfangen zu stoßen? Da hast du auch eines!" Mit welchen Worten er dem erstaunten Kerkermeister einen Knuff versetzte. Da faßte der Mann den Träumenden an den Schultern, schüttelte ihn und schrie ihm ins Ohr:

„Wache doch auf, Bursch! Hier bringe ich dir was zu essen."

Nun setzte sich der Gefangene aufrecht und rieb sich die Augen.

„Ist's denn Morgen? Ich glaube, daß wir heute Unwetter bekommen. Man sieht gar keine Sterne!"

„Glaub's wohl," erwiderte der Kerkermeister. „Hier hat noch keiner Sterne sehen wollen als du. Komm her; hier ist zu essen!"

Da ermunterte sich Hossain vollends.

„Jaso, jetzt kenn' ich mich wieder aus. Ich stecke in der Hölle, und du bist der Teufel. Geht denn 's Holen schon los?"

„Das weniger; aber zu essen bring' ich dir was."

Der Kerkermeister, selber ein armer Kerl, schien doch an Hossain ein Uebriges tun zu wollen und hatte dem Gefangenen statt nur Wasser und Brot eine Schüssel Gemüse gebracht. Als aber Hossain den ersten Löffel voll gekostet hatte, verzog er das Gesicht.

„Lieber Mann, der Teufel soll mich reiten, wenn ich das essen kann!" sagte er. „Wenn ihr mich gleich eingesperrt habt, so müßt ihr mir doch die Zunge abhäuten, bis ihr ein solches Kraut in mich hineinbringt!"

Mit einiger Verlegenheit kratzte sich der Mann hinter den Ohren.

„Ja, schau," sagte er treuherzig, „ich habe eben selbst nichts Besseres, und ich meinte, was für mich gut genug sei, das könnte auch ein Gefangener ohne Anstände essen. Die andern wären leichtlich dankbar, wenn ich ihnen eine Schüssel Gemüse brächte!"

„Nun, nun, nicht übelnehmen, Vater; ich versteh's wohl einfach nicht besser! Wenn ich wieder herauskomme, so will ich dir's vergelten, als hättest du mir das feinste Gericht gebracht. Und deiner Köchin auch!"

„Es ist dir scheint's gut gegangen draußen?"

„O ja ... So gut, daß ich in dies Loch eingesperrt wurde! Wenn ich herauskomme, Vater, dann erst kann ich sagen: ‚Es ist mir gut gegangen!' Das Ende ist's doch nur, was eine Sache gut oder schlimm macht. Wenn du aber etwas tun willst, so bringe mir einen Armvoll Stroh. Ich glaube, daß jeder Stein auf meinem Rücken abgedruckt ist. Wenn man sich die ganze Nacht hindurch immer langsam umdrehen wollte, bis man sich gegen Morgen einmal um sich selber gedreht hätte, so brauchte man einem am lichten Tag nur die Haut abzuziehen, um eine anschauliche Abbildung eines Gastbettes zu bekommen, wie solche der allergnädigste Sultan seinen lieben Gläubigen zu bereiten geruht."

Lachend ging der Kerkermeister nach dem verlangten Stroh. Als er zurückkam, sagte er:

„Ich riskiere zwar eine Tracht Prügel, wenn es entdeckt wird ..."

„Sei nur ohne Sorgen!" fiel ihm Hossain ins Wort. „Habe ich mich nur einmal recht an dieses Vieh-Dasein gewöhnt, so muß ich doch wohl gewissenhafterweise auch das Stroh auffressen!"

Der Kerkermeister lachte wieder.

„Du bist ein spassiger Geselle, wie ich höre. Wenn du dann noch keinen Schlaf verspürst, so möchte ich nachher ein Weilchen mit dir schwatzen."

„Du mußt aber etwas zum Rauchen mitbringen, sonst wirst du mit dem stärksten Knüppel auch nicht ein Wörtchen aus mir herausschlagen!"

Das sagte ihm der Kerkermeister zu, worauf er sich entfernte, um noch die andern Gefangenen zu versehen.

Als sich Hossain wieder allein fand, murmelte er einen unmutigen Fluch vor sich hin, indes er sich auf das Stroh setzte, um einige Bissen von dem Brot zu essen, das der Kerkermeister gebracht hatte. Nachdem er noch einen Schluck Wasser getrunken, lehnte er sich an die Wand zurück, um den gefälligen Mann zu erwarten. Wie dann seine Geister geschäftig hin und wieder gingen, um seine Einsamkeit zu beleben, fanden sie das schimmernde Ende des unterbrochenen Traumes. Freundlich legten sie es ihm in die müßige Hand, und er begann alsobald den goldenen Faden weiterzuspinnen — — —

Nach seiner Gewohnheit war der gute Schäfer schon frühe wach geworden. Im gewöhnlichen Verlauf der Dinge hätte er nun seine Herde aus der Höhle getrieben. Als er aber den lieblichen Schlummer seiner jungen Gastfreunde beirachtet hatte, ging er leise aus der Höhle hinaus, um es abzuwarten, bis diese von selbst wach würden. Am hellen Meckern eines Zickleins erwachte dann Afifah, und als sie sah, auf welch geduldigem Polster ihr Haupt die Nacht über geruht, zog sie Hossains schlafenden Kopf zu sich herab und weckte den Träumer mit einem dankbaren Kuß. Nach solch artigem Morgengruß erhoben sich die beiden, und als sie sich genugsam gereckt und gedehnt hatten, traten sie in den jungen Morgen hinaus, um sich mit mehrerem Recht selbst unter das Leuchten, Lachen und Klingen zu mengen, das mit ihnen erst recht seinen Vollgehalt empfing. Von allem und jedem, was im Morgen lebte und schwebte, hatte das eine oder andere in seinem eigenen Wesen irgend etwas Seelenverwandtes aufzuweisen. Sie aber schwiegen ehrfürchtig, und nur ihre Seelen hielten mit bewegten Schwingungen, ihnen selber unverständlich, trauliche und herzliche Zwiesprache mit der göttlichen Natur, indessen des Schäfers friedliche Herde um die Andachtsvollen herumwimmelte.

Nachdem sie von dem treulichen Schäfer noch einen Morgenimbiß und einige bescheidene Wegzehrung erhalten, wofür Afifah den Erstaunten mit einem goldenen Kettchen belohnte, bestiegen sie wiederum die Pferde, um ihre Reise fortzusetzen. Sie zügelten ihre Tiere durch ein Gewirr von Felstrümmern, Grasplätzen und blühendem Distelgebüsch hindurch, indessen hinter ihnen der Hirten grüßende Schalmei allmählich verklang, vom wachsenden Rauschen des Morgenwindes und des Meeres zurückgedrängt, und als in nicht zu weiter Ferne das erste Seeschiff mit Masten und Wimpeln im Morgensonnenschein auftauchte, kam zum ersten Mal die Empfindung so recht lebhaft über sie, daß sie nun der großen Welt und einem dunkeln Schicksal entgegenritten. Das wehmütige Gefühl, das alle befällt, die etwas Altes, Liebgewordenes verlassen sollen, blieb auch ihnen nicht geschenkt; doch taten sie sich in ihren Herzen nur umso inniger zusammen und schwuren sich, möge es kommen wie es wolle, treu und unentwegt beisammenzubleiben und einander lieb zu behalten — — —

Soeben wollte bei dieser Erinnerung ein bitteres, hämisches Gefühl in Hossains Seele sich breitmachen, als an seiner Türe Schlüssel rasselten und gleich darauf der Kerkermeister eintrat mit den Worten:

„Wenn ich lauter solche Gefangene hätte, bei Gott, ich wäre nicht manchen Tag mehr Kerkermeister!"

„Warum?" forschte Hossain.

„Nun, das ist einfach. Entweder ich verlumpte, weil ich alles an euch hinge, oder ich würde selber festgesetzt, weil ich gemeinsame Sache mit euch machte! Zwar, wenn die ehrlichen Leute alle im Gefängnis säßen, meinst du nicht, es wäre schließlich vorteilhafter, sich auch dazwischen setzen zu lassen?"

„Ich glaube es nicht," erwiderte Hossain trüb; „denn dann wäre niemand mehr draußen, der den Spitzbuben das Leben sauer machte."

„Warum hat dich eigentlich Said Faris eingesteckt?" erkundigte sich der Kerkermeister, nachdem er an Hossains Seite Platz genommen hatte.

„Weil ich einem Hund ein Büchschen Balsam an den Kopf geworfen habe," antwortete Hossain. Dabei drehte er sich eine Zigarette.

„Einem Hund?" wiederholte der andere ungläubig.

„Ja doch!" — Hossain steckte seine Zigarette in Brand — „Einem alten grauen Köter! Du kennst ihn auch. Man ruft ihn Said Faris."

„Der Effendi! Warum tatest du das?"

„Der Hund biß nach mir."

„Bist du verfeindet mit ihm?"

„Ja."

„Willst du nicht erzählen, wie das zuging!"

„Wozu?"

„Ei, man kann nicht wissen, wozu es vielleicht gut ist, wenn ein anderer auch davon weiß," entgegnete der Gefragte unschuldig.

Hossain horchte auf. Mit einem Blitz aus seinen schwarzen Augen streifte er den andern. Dann warf er die angebrannte Zigarette weg und erhob sich.

„Kerkermeister," sagte er, indem er sich drohend vor den Ueberraschten stellte, „Kerkermeister, hast du einen Auftrag von ihm?"

Und als der Mann vor Bestürzung nicht gleich eine Antwort fand, fuhr Hossain fort:

„Also darum, du Satan, brachtest du mir Gemüse! Darum schmeckte das nach der Hölle! Und darum . . . Was hast du unter den Tabak gemischt? Rede! Rede! Hier sieh einmal meine Arme! Meinst du nicht auch, daß sie stark genug sind, dir übern Zaun ins Paradies zu helfen? Bekenne!"

Nun endlich kam der andere zu Worten, und er begann mit der überzeugungskräftigen Sprache des Unschuldigen seine guten Absichten zu beteuern. Und schließlich nahm er Hossains weggeworfene Zigarette auf, um sie vor seinen Augen zu rauchen.

Das alles verfehlte nicht, Hossains Verdacht zu entkräften und sein Gemüt zu beruhigen. Nachdem er noch einige Male im Kerker auf- und abgegangen war, setzte er sich wieder neben den Kerkermeister auf das Stroh, drehte sich eine neue Zigarette, und bald nahm das unterbrochene friedliche Gespräch seinen Fortgang. Da nun aber doch Said Faris Person durch diese Vorgänge in den Vordergrund gerückt war, beschäftigte sich das Gespräch auch allein mit dem Verhältnis, das Hossains Schicksal an dieses Beamten bessere oder schlimmere Absichten knüpfte. So kam es, daß Hossain dem aufmerksamen Kerkermeister die Fortsetzung seiner Geschichte

erzählte, während er deren Anfang träumend für sich allein wiedererlebt hatte. Diesen nur mit wenigen Worten streifend, erzählte er, wie es sich begab, daß er mit Asifah gerade nach Alexandrien kam, und wie dann in dieser Stadt das Schicksal ihn zu seinem Unglück mit dem mächtigen und reichen Said Faris zusammenführte.

Fünftes Kapitel.

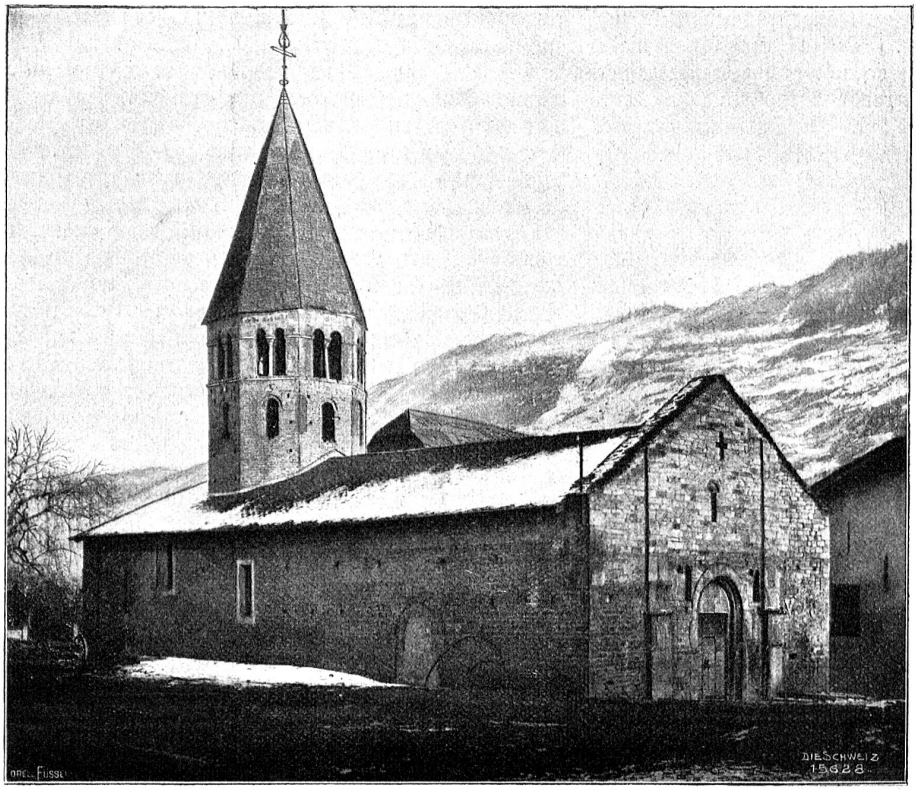
Am westlichen Arm des Roten Meeres dahinreitend, kamen die Liebenden nach Suez. Das Treiben und Leben einer solchen Stadt interessierte die beiden Kinder der Wüste gar sehr, und als sie von dem Gastwirt, bei dem sie eingekehrt waren, erfuhren, daß das alles ein Kinderspiel sei gegenüber Alexandrien, wo alle Herrlichkeiten der Welt aufgestapelt seien und wo die Schiffe Tag und Nacht ab- und zugingen, wie die Bienen in einem Blumenbeet, beschlossen sie alsogleich, nach Alexandrien zu reisen. Unter diesen aufgestapelten Herrlichkeiten mußte füglich irgendwo auch ihr Glück für sie bereit liegen.

Diese Hoffnung versüßte ihnen auch die immerhin noch genugsam bittere Trennung von ihren Pferden, die sie dem reichen Gastwirt verkauften, um die Mittel zur Weiterreise aufzubringen. Wo aber allstündlich irgend eine neue Erscheinung Aufmerksamkeit, Neugierde oder Teilnahme erregt, vermag auch der herbste Kummer nicht lange standzuhalten, und die beiden Wandersleute lebten sich nach und nach immer fröhlicher in diese neue Umgebung hinein, sodaß sie endlich nur ungern sich daran erinnern ließen, daß sie heimatlose Flüchtlinge waren. Sie konnten sich nicht genug tun, die Annehmlichkeiten einer bequemen, breiten Landstraße immer aufs neue zu empfinden. Die wohlgegründeten und nährhaften Bauerndörfer boten ihnen reichlichen Anlaß zu Vergleichen mit der Lebensweise der unstäten Beduinenstämme. Die Städte mit ihren Verkaufsläden, so primitiv diese auch noch waren, erregten ihre Bewunderung und Kauflust, und Hossain konnte nicht oft genug seine Einsprache gegen Asifahs kindliche Begehrlichkeit erheben. Er hielt die Hand energisch auf die Reisekasse und machte geltend, daß sie in Alexandrien noch Anlaß genug finden würden, ihre Barschaft loszuwerden. Endlich ließ Asifah einmal das Mäulchen hängen und schmollte. Bevor sich aber Hossain recht besonnen hatte, ob er diesmal nachgeben solle oder nicht, reckte sie, schon vor einem andern Laden, abermals die Hand nach irgend einem herausgeputzten Lockvogel, den ein jüdischer Händler der schönen Jungfrau zungenfertig anpries. Das merkten aber kaum die benachbarten Händler, als sie noch schönere Sachen zu noch billigern Preisen, einer den andern überschreiend, anboten. Und um Asifahs Unschlüssigkeit beizuspringen, kamen sie aus ihren Buden heraus und umringten mit unendlichem Geschwätz das verwirrte Mädchen, das endlich, vor Befangenheit dem Weinen nahe, Hossain flehentlich bat, nun weitergehen zu dürfen.

So ging es beim ersten Versuch zu Hossains stillem Ergötzen. Auf dem weitern Weg das Erlebnis etwas freier überschauend, konnte Asifah jedoch nicht umhin, sich ein törichtes Kind zu schelten, und die Wiederholung dieses Auftrittes voraussetzend, überlegte sie schon, wie sie das nächste Mal klüger sein und einen so günstigen Augenblick nicht unbenützt verstreichen lassen werde. Darauf wurde sie wieder heiter und gesprächig, und Hossain dachte, daß sie nun die Angst für diesmal überwunden habe und die Lehre kaum mehr vergessen werde. Wie wunderte er sich aber, als sie im nächsten Städtchen sich nicht nur der Situation ziemlich gewachsen zeigte, sondern mit kundigem Auge, wenn auch immer noch nicht ohne einige Aengstlichkeit, unter den angepriesenen Herrlichkeiten einen farbenreichen Shawl auswählte und Hossain bat, ihr diesen zu kaufen! Hossain sträubte sich; Asifah schmollte; er machte geltend, daß sie das Zierstück leichtlich missen könne; sie beteuerte, daß sie am Abend und am Morgen immer friere; darauf erwiderte er, daß ein wohlfeileres Tuch den gleichen Dienst versehen werde; sie begann zu weinen; er hieß zornig die schadenfroh grinsenden Juden zum Teufel gehen mit ihrem Zeug; sie weinte heftiger und bezeugte vor der ganzen Welt, daß Hossain sie nicht mehr lieb habe. Da kaufte Hossain allerdings das Zierstück; aber das gute Einvernehmen war gestört. Und weil sie am Abend sich in der Verstimmung schlafen legten, wachten sie am Morgen mit bösem Gewissen auf.

Wie nun in jedem auf die Liebe gegründeten Verhältnis der erste Zwist mit doppelt peinlicher Schärfe empfunden wird, so blieb auch ihnen die bittere Empfindung nicht erspart, daß trotz der geträumten, unzerstörbaren herzlichen Einhelligkeit in ihrem Wesen sich ein Punkt der Abweichung gezeigt hatte, und just war es dieser Punkt — sie fühlten's beide schmerzlich — auf den ein jedes große Stücke hielt und auf den sie unter keinen Umständen verzichten konnten. Statt sich aber nun herzhaft über das Wesen dieses Unterschiedes Aufklärung zu geben, um sich so gut als möglich damit vertraut zu machen und ihn in den allgemeinen Liebes- und Lebensplan nachsichtig einzubeziehen, schwiegen sie darüber ängstlich wie über eine Tempelschändung, nichtsdestoweniger aber im stillen entschlossen, in dem nun eröffneten Geheimkrieg auf keinen Fall nachzugeben. Die unliebsamen Endergebnisse eines solchen Entschlusses hinwiederum vorausahnend, nannten sie sich bei sich selber die geschlagensten, unglücklichsten Menschenkinder. Das Mitleid mit sich selbst endlich trieb sie einander kummervoll wieder in die Arme, und nach einer wohlgemeinten Versöhnung gingen sie scheu über die Angelegenheit hinweg, als ob sie nun mit dieser einen Erfahrung für immer totgedrückt sei. Im stillen blieb es nichtsdestoweniger herzhaft beim Alten, und mit heimlichem Zittern und Bangen sah man dem nächsten Konflikt entgegen, um dann, zum Wohl des andern natürlich, unentwegt seinen Willen zu behalten oder seine bessere Einsicht geltend zu machen.

Um eine liebliche Einbildung ärmer und eine trughafte Erfahrung reicher, langten sie endlich in Alexandrien an. Zuerst mieteten sie sich in einem Gasthof ein. Die Preise waren hoch, und Hossain pries im stillen seine vorsichtige Sparsamkeit. Doch sagte er nichts, um Asifah nicht zu verletzen. Dann begannen sie miteinander die Stadt zu besehen. Sie bewunderten alles nach Gebühr, schauten emsig nach ihrem Glück aus, und Asifah hielt tapfer an sich; sie verlangte auch nicht ein einzig Mal, dies oder jenes zu besitzen. Dessen freute sich Hossain höchlich als einer überraschend kräftigen Besserung, und



Romanische Basilika zu St. Pierre de Clages unterhalb Chamoson (Wallis), angeblich 407 n. Chr. erbaut*), gegenwärtig durch den Erdrutsch bei Grugnay (s. S. 94 f.) bedroht (Phot. Rud. Schlatter, Zürich).

aus Vergnügen darüber kaufte er ihr endlich ein feines, seidenes Kopftuch; „denn", sagte er, „das alte ist doch gar zu unansehnlich." Asifah ihrerseits war auch nicht auf den Kopf gefallen. Sie begriff sofort, daß Hossain sich eines Bessern besonnen, und es dauerte nicht lange, so hatte sie es ihm richtig beigebracht, daß ihr Gewand nun ganz und gar nicht mehr zu ihrem Kopftuch passe. Den Gürtel kaufte er dann wieder freiwillig, und so ging es friedsam weiter, bis Hossain eines Tages entdeckte, daß der graue Boden der Armut zwischen seinen letzten blanken Piastern hindurch ihm ins Gesicht starrte.

Wohl erschraken die lebensfrohen Kinder ob dieser Entdeckung; doch vermochten sie vorderhand deren Tragweite noch nicht abzusehen. Wenn sie indessen auch ihre Lebensweise keineswegs änderten, so glaubten sie den Verhältnissen doch möglichst gerecht zu werden, indem sie in allem, was sie taten, mehr Vorsicht und haushälterischen Sinn walten ließen. Sie aßen nicht kärglicher; aber Asifah entwickelte ein entzückendes Talent, zu markten und zu feilschen. Sie schauten nicht nach einem Erwerb aus; aber Hossain kam sich inmitten dieses Lebens und Drängens der Großstadt in seiner Eigenschaft als verantwortlicher Brotschaffer gar wichtig vor.

Sie waren nicht gewöhnt, ans tägliche Auskommen und an die Zukunft zu denken. Wenn zu Hause das Brot auf die Neige ging, so buk eben die Mutter eine neue Auflage. War kein Fleisch vorhanden, so gingen Vater und Brüder auf die Jagd. Gab es wirklich einmal eine karge Zeit, so überrumpelten die Männer einen andern, besser situierten Stamm, eine feindlich oder wenigstens nicht freundlich gesinnte Niederlassung oder überfielen eine Karawane. Unter dieser sorglosen Zuversicht, die mit allen andern speziellen Beduinen- und allgemeinen Menschentugenden zugleich in ihnen groß geworden war, freuten sie sich des gegenwärtigen Tages, gedachten des vergangenen nur, wenn er sonderliche Annehmlichkeiten geraubt oder gebracht hatte, und des künftigen allein, wenn er etwas ganz Außerordentliches versprach oder forderte.

Umso empfindlicher traf dann der ernüchternde Schlag die zwei harmlosen Träumer. Eines Abends war auch der letzte Para ausgegeben, und der Gastwirt sagte es den erschrockenen Kindern in dürren Worten, daß sie am kommenden Morgen sein Haus zu verlassen hätten. Jetzt, da das Verhängnis da war, erkannten sie es als das ihrige an, nicht aber dadurch, daß sie ihm mit möglichster Gelassenheit ins Gesicht sahen, ob ihm nicht etwa schnell noch ein goldener Nasenring zu entwenden oder ein paar Zähne auszuschlagen seien, sondern vielmehr damit, daß sie unter seiner Faust zitterten, klagten und sich des Todes versahen. Asifah weinte und jammerte die ganze Nacht, und Hossain brütete düster vor sich hin. Sie machte Himmel und Erde in ihrem Kummer für ihr Schicksal verantwortlich, und die Menschen, insbesondere die in Alexandrien, waren nach ihrer Meinung sämtlich hartherzige, geizige Filze. Hossain hingegen war ehrlich genug, sich einzugestehen, daß sich leichtlich sparsamer hätte leben lassen, und er verwünschte nun seine Nachgiebigkeit, als ob bei besonnenerem Genießen die Freude bis an beider seliges Lebensende gedauert hätte. Im übrigen bangte er allein für Asifah und war insofern einig mit ihr selbst; denn auch sie dachte nur an ihre Kümmernisse und an den Teil Ungemaches, der *ihr* zufallen werde. Es bestimmte auch hier wieder jener Punkt, wo ihre Anschauungen auseinandergingen, ihr Verhalten in dieser mißlichen Lage.

Daß die Bekümmerten durch diesen Schlag sich innerlich nicht näherkamen, war zwar bedauerlich, aber in

*) Nicht vor dem XI. Jahrh. sind die ältesten Teile des Kirchleins zu datieren, dessen Anlage auf das Vorbild von S. Martin d'Arnay in Lyon hinweist. J. R. R.

der Verschiedenheit ihres Wesens vorherbedingt. Hossain fühlte sich durch Afifahs unverständlich leidenschaftliche Schmerzäußerungen verklagt und getroffen, während Afifah nun klar zu erkennen glaubte, daß Hossain kein Herz habe, daß er ein kalter, nüchterner Rechner sei, der, wenn er nichts mehr zu rechnen habe, mit seiner Liebe am Rande angekommen sei. Wenn er sie recht liebte, meinte sie, so müßte er sie ganz anders trösten in solchem Leid.

So dämmerte allmählich der Morgen herauf. Mit der aufgehenden Sonne verließen die Liebenden das ungastliche Haus und betraten mit niedergeschlagenen Augen die Straße. Sie sahen weder sich selbst noch jemand anders an. Sie gingen, weil sie nicht wohl stehenbleiben konnten. Doch lag ihrem Weg keinerlei Plan zugrunde, und das Gewölke der Sorge hing grau und drohend über ihren Häuptern. Bei alledem war eine Art Gleichgültigkeit über sie gekommen, eine Folge allzu heftigen Kummers.

Wie sie nun so doppelt heimatlos, glücklos, liebeleer und hungrig vor Gram durch die morgendlich belebten Straßen schlichen, ließ sie ein Lärm und ein Menschenauflauf aufschauen, und da es sich um eine Sache von einiger Bedeutung zu handeln schien, erwachte als erster Lebensfunke die Neugierde wieder in ihnen. Als sie sich etwas vordrängten, wozu sie ein wenig Energie aufwenden mußten, sahen sie gerade, wie ein Effendi einen Mann aus seinem Hause prügelte.

„Jawohl," rief er dabei, „solch einen Schelmen und Räuber habe ich zum Türhüter gemacht! Geh' in die Hölle türhüten, du Lügenbold, du Freßwolf, du räuberischer Nimmersatt!"

Dem Mann auf dem Fuß folgte seine Frau unter denselben Abschiedszeremonien, bei denen der Stock die Hauptrolle spielte. Sie führte weinend ein Kind an der Hand.

„Hier kommt auch die Wölfin mit dem Jungen! Geht in die Wüste und macht einen Bund mit den Hyänen allesamt! Ich will mir einen andern Türhüter suchen, der kein Wegelagerer ist."

Hossain dachte, das müsse doch ein recht verworfener Mensch sein, der ein Vertrauensamt also zu Räubereien mißbrauche. Er wollte besser Ehre einlegen. Und plötzlich zuckte wie ein Blitz ein Gedanke in seinem Kopf auf:

„Wenn du das Amt hättest, wärest du ja vorderhand mit Afifah wohlgeborgen!"

Und alsogleich faßte er das Mädchen an der Hand, trat mit ihm vor den Effendi und sagte:

„Herr, wir sind ein junges Ehepaar. Wenn es dir genehm ist, so möchten wir dein Tor besser hüten als der ungetreue Knecht, den du soeben fortgejagt hast."

Der Effendi fand an dem jungen Mann minder Geschmack als an dem jungen Weib, und er besann sich nicht allzulange, bis er zusagte. Mit drei Worten war die Anstellung bewirkt, und das alles ging so rasch und glatt von statten, daß Afifah gar nicht nachgekommen war mit Aufmerken. Daß sie aber wieder ein Nest gefunden hatten, erfüllte sie mit Behagen, und sie war dem guten Effendi von Herzen zugetan für seine Freundlichkeit.

(Fortsetzung folgt).

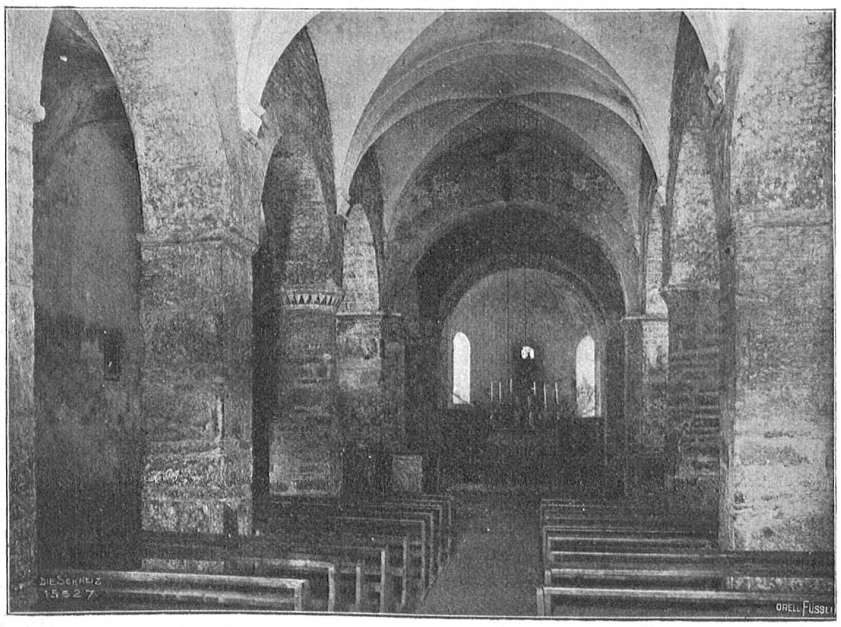
Schweizerische Literatur.

Mit drei Bildnissen.

(Fortsetzung). Nachdruck verboten.

Mit einem Notschrei über den Druckeifer unserer jungen Schriftsteller und der daraus resultierenden Unabgeklärtheit ihrer Werke haben wir unsere letzte Besprechung geschlossen. Es freut uns, die heutige mit dem Hinweis auf eine Prosadichtung einleiten zu können, die von einem seltenen, vornehmen Insichausreifenlassen zeugt, auf das kleine feine Büchlein von Emanuel von Bodman, „Erwachen"*); denn da der Dichter dieser lyrisch empfundenen Novelle in Zürich lebt und überhaupt in der Schweiz kein Fremder ist, können wir wohl auch an dieser Stelle seiner gedenken. Zwar ist diese Erzählung, die das Werden eines feinen sensitiven Knaben darstellt, das langsame Erwachen einer reichen und keuschen Seele für Welt und Leben, Lieben und Leiden, dem lebendigen Leben abgelauscht. Aber Form, Aufbau und Sprache sind derart, daß die wirklichkeitstreue Geschichte zu einem Kunstwerke geworden ist, das in uns die Stimmung eines poesiereichen lyrischen Gedichtes hinterläßt. Es geht von Bodmans rhythmisch empfundener Prosa ein eigentümlicher weicher Schimmer aus wie zarter farbenheller Perlmutterglanz, und man genießt dieses

*) Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1906.



Inneres des Kirchleins von St. Pierre de Clages (Phot. Anton Krenn, Zürich).